

# **Fröscheküssen für Anfänger**

**Hanna Clarin**

**Kapitel 1**

**(Leseprobe)**

Zum gefühlten 375. Mal saß ich in einer festlich geschmückten Kirche, inmitten von festlich geschmückten Menschen, die ich nicht kannte - und lächelte. Lächelte. Lächelte. Lächelte.

Die Strahlen der Spätsommersonne, gebrochen durch die farbigen Glasfenster, ließen die Gesichter des glücklichen Paares erstrahlen.

„Konrad Donnetzky, willst du diese Klara Donnetzky, geborene Müller, die Gott dir anvertraut, als deine Ehefrau lieben und ehren und die Ehe mit ihr nach Gottes Gebot und Verheißung führen, in guten wie in bösen Tagen, bis der Tod euch scheidet, so antworte: Ja, mit Gottes Hilfe.“

Konrad drehte sich um. Sein Blick irrte über die Gesichter, suchte und fand das Antlitz, nach dem sein Herz schrie. Das meine. Er tauchte in meine Augen ein und versank in meinem Herzen. Der einige Schlag unserer aufgewühlten Herzen nahm uns die Luft zum Atmen. Er entwand seine Hand aus der ihren, ließ sein bisheriges Leben hinter sich, beflügelt von der explodierenden Kraft seiner neu entbrennenden Liebe. Er stürmte auf mich zu, fiel auf die Knie: „Johanna, als ich dich vorhin das erste Mal sah, wusste ich: Du bist die Frau, die ich immer gesucht habe. Die Frau, mit der ich mein Leben und meine Träume teilen und nie alt werden will. Die Frau meiner Träume und meines Lebens. Johanna, willst du meine Frau werden?“

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Das kam doch etwas plötzlich. Ich kannte ihn nicht wirklich. Und er war eigentlich just dabei, meine beste Freundin zu heiraten. Ich konnte doch nicht... Andererseits ...

„Ja, mit Gottes Hilfe.“

Konrads Antwort schlug mir ins Gesicht und die Flausen aus dem Kopf. Er stand noch immer am Altar, um Klara zu heiraten, er hielt noch immer ihre Hand, er lächelte sie noch immer an. Natürlich.

Und ich hatte einfach zu viele amerikanische Liebesfilme gesehen.

„Klara Donnetzky, geborene Müller, willst du diesen Konrad Donnetzky, den Gott dir anvertraut, als deinen Ehemann lieben und ehren und die Ehe mit ihm nach Gottes Gebot und Verheißung führen, in guten wie in bösen Tagen, bis der Tod euch scheidet, so antworte: Ja, mit Gottes Hilfe.“

„Ja, mit Gottes Hilfe.“

Klara strahlte ihren Konrad an, ihre Familie, ihre Freunde, den Tag – ihr Leben. Sie war eine wunderschöne Braut: groß, schlank, im figurbetonten, klassischen Kleid - natürlich weiß -, rosa Rosen im blonden Haar und im Brautstrauß, an dem sie sich gerade noch festgeklammert hatte und den sie jetzt, als die Frage aller Fragen beantwortet war, schon fast entspannt hielt. Wäre es nicht

Klara gewesen, ich wäre eine leichte Beute des Neides geworden.

Die Spätsommersonne fiel durch die Kirchenfenster und badete die Gesichter des glücklichen Paares in einem sanften, warmen Schein.

Diesen Tag hatte Klara seit unserer Schulzeit in allen Details geplant, und so schien mir der Bräutigam wie ein alter Bekannter, auch wenn mir Klara ihn erst heute vorgestellt hatte. Und irgendwie stimmte das ja auch, denn ich kannte diesen charmanten, freundlichen, fröhlichen, gebildeten und dann auch noch attraktiven, kurz: perfekten Arzt aus Klaras Nachbarwohnung tatsächlich aus stundenlangen Telefonaten mit Klara.

Ihn, der nach kurzer Nachbarschaft seinerseits nach Zehlendorf im Süden Berlins weggezogen war: „Aber nicht wegen einer Frau oder so. Also, nicht dass mich das was angeht. Oder interessiert. Aber, also, eben, zurzeit ist er Single.“ „Ja, logo, Klara – was immer du sagst!“

Ihn, der selbstverständlich absolut rein überhaupt gar nichts mit Klaras Umzug in seine Nähe zu tun gehabt hatte. Der ihr dann – O Zufall, du launischer Meister des Schicksals! - rein zufällig im örtlichen Reitverein über den Weg gelaufen war: „Was, du wusstest gar nicht, dass ich mit dem Reiten angefangen habe? Aber, Jo, das wollte ich doch schon so lange. Hab ich dir das gar nicht erzählt?“ – Alles klar.

Ihn, den sie dann in die Oper eingeladen hatte, als ein Freund dummerweise kurzfristig erkrankt war. – Hatte sie mir eigentlich jemals den Namen dieses Freundes gesagt?

Ihn, bei dem es dann ebenso gefunkt hatte wie bei ihr: „Das war für uns beide so unerwartet!“ – Ja, wie gesagt: Alles klar.

Ihn, den sie jetzt heiratete.

Der Konrad, den sie so liebte, dass sie jetzt sogar eine ihrer größten Ängste für ihn überwand. Schon im Musikunterricht in der Schule war sie aus lampenfieberinduziertem Talentmangel an die Triangel verbannt worden, während wir anderen sangen, aber jetzt drehte sie sich um zur Gemeinde: „Liebe Freunde, liebe Familie. Ihr wisst ja, wie ungern ich singe. Vor allem vor anderen. Aber jetzt habe ich den Menschen gefunden, mit dem ich vor nichts und niemandem mehr Angst habe. Und deshalb möchte ich jetzt unser Lied für ihn singen. Konrad, erinnerst du dich? Es lief, als du mich nach der Oper nach Hause gefahren hast, nach unserem ersten Beinahe-Date. Und es beschreibt genau, was ich mit dir fühle. Für dich fühle. Das wird jetzt nicht künstlerisch wertvoll, aber, Konrad, du bist einfach das Beste, was mir je passiert ist.“

So sang Klara vor ihrer Familie, vor ihren Freunden, aber vor allem für ihren Konrad, „Das Beste“ von Silbermond.

Mit jedem schiefen Ton und jedem Taschentuch, das einer Hand- oder Hosentasche entrann, wurde mir glücklicher ums Herz. Und mit jedem Wort trauriger. Ich freute mich für Klara. Natürlich freute ich mich für Klara. Und für Konrad. Für beide. Aufrichtig. Von Herzen. Aber so schön es ist,

sich mit und für mir liebe Menschen zu freuen, so gerne hätte ich mich auch mal für mich gefreut. Egoistisch? Natürlich. Ich konnte dieses Gefühl des „Und ich?“ hier und jetzt nur schwer unterdrücken. Hochzeiten sind immer ein Meilenstein. Für das Paar. Aber auch uns Zaungästen des Glücks gibt das feierlich-strahlende „Ja“ der Protagonisten Anlass zur Gefühls-Zwischenbilanz. Zur Frage, wo wir stehen im Leben und in der Liebe, warum das so ist – und was wir eigentlich wollen.

Ich war 39. Und noch nie wirklich verliebt gewesen. Wenn ich einen Mann sympathisch fand, erwähnte er unausweichlich seine Freundin/ Verlobte/Frau, wahlweise auch den Freund/Verlobten/ Mann. Oder er plante die Auswanderung, die Emigration ins Kloster oder – nein, einen Astronauten in Vorbereitung auf eine bevorstehende Marsmission hatte selbst ich noch nicht kennengelernt. Noch nicht.

Früher war das Leben klar erschienen: Abitur, Studium, Doktorarbeit, Job – und irgendwann auf dem Weg würde mich das Schicksal ganz automatisch zu dem führen, den es für mich bestimmt hatte. Wir würden heiraten oder auch nicht, Kinder haben oder auch nicht, ein Haus oder auch nicht, aber jedenfalls das Leben genießen, in langen und tiefschürfenden Gesprächen die Probleme der Menschheit lösen oder rumblödeln. Wir würden ins Theater, ins Kino, ins Museum oder zum Tanzen gehen, auf der Couch rumhängen, Freunde bewirten, lachen, wandern, radeln, reisen, kochen, singen – einfach alles tun, was mit dem richtigen anderen mehr Spaß macht als allein. Aber dann war unmerklich ein Jahr nach dem anderen ins Land gezogen und ich blieb allein. Um mich herum wurde geheiratet und Nachwuchs in die Welt gesetzt, aber ich blieb allein. Als vor einigen Jahren ein Computervirus mit dem Titel „I love you“ im Büro die Runde gemacht hatte, war ich die einzige gewesen, die ihn nicht geöffnet hatte. Jemand, der mich liebte, das war mir verdächtig vorgekommen. Nun gut, von meinem Chef (der augenscheinlich nichts merkwürdig gefunden hatte an der Vorstellung, dass die ganze Welt ihn liebte) hätte mich ein solches Geständnis auch eher schockiert als erfreut.

Meine Freunde versuchten, mich mit Berichten von Paaren zu beruhigen, die sich im – tja, das war dann wohl im „fortgeschrittenen Alter“ gefunden hatten. Allerdings wurden die Zufälle immer zufälliger („Du! Glaubst! Es! Nicht! Da kommt sie am Gipfel an, weit und breit kein Mensch, nur ein Mann sitzt da ans Gipfelkreuz gelehnt. Sie sehen sich an und – Peng!“). Irgendwann würde ich es dann wohl tatsächlich nicht mehr glauben. Und immer noch allein sein. Bald würden nicht mehr meine Freunde, sondern ihre Kinder mich zu ihren Hochzeiten einladen: „Ach, lad doch Tante Johanna ein. Sie würde sich so freuen. Und vielleicht fällt dir ja noch jemand ein, neben den du sie setzen kannst.“ Nett gemeint.

Die Musik riss mich aus meinen Gedanken. Das Brautpaar schritt den Gang herab. Der Chor sang. Mendelssohn-Bartholdy: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“

Ich seufzte. Was für ein wunderbarer Gedanke. Konrad würde dieser Engel sein für Klara, genauso wie sie für ihn. So, wie Klara es sich erträumt hatte. Und ich auch. Ich versank in meiner

inneren Kitsch- und Selbstmitleidswolke.

Als ich mich von mir erholt hatte, reihte ich mich ein in den Zug der Gemeinde nach draußen – und dort war das Leben wieder perfekt: Die Sonne schien, die Glocken läuteten. Klara war immer noch wunderschön (natürlich). Konrad attraktiv (natürlich). Wobei - wen interessierte schon das Aussehen des Bräutigams bei einer Hochzeit? Solange er Anzug und Krawatte in der richtigen Reihenfolge anzog und sauber hielt, passte das schon. Nicht umsonst heißt es ja erst mal „Braut“ – und davon leitet sich dann der „Bräutigam“ ab. Mir fiel auf, dass im Deutschen sonst fast immer die männliche Form die Grundform war: Lehrer und Lehrerin, Pfarrer und Pfarrerin, Reiter und Reiterin, Erbe und Erbin. Erst Adam, dann Eva halt. Außer bei der Hochzeit. Da war die Initiative augenscheinlich von Eva ausgegangen. Was wollte mir jetzt das schon wieder sagen?

Ich verschob das Nachdenken auf später und begann, Klara und Konrad beim Abnehmen des Defilees zu fotografieren, eingerahmt in eine Parade von Lächeln, Umarmungen und guten Wünschen.

Ich hatte Klara versprochen, die offiziellen Fotos dem Fotografen zu überlassen, aber Schnappschüsse der Gäste zu machen. Augenscheinlich funktionierte diese Aufgabenteilung auch für den Fotografen, so dass er mich nur dann leicht schubste, wenn ich das Brautpaar fotografierte, „das ist mein Motiv“ knurrend. Das war zwar nicht wirklich eine freundliche Geste unter quasi-Kollegen, aber ich verstand auch, dass er mit den Fotos seinen Lebensunterhalt verdiente.

Ich fotografierte gerne bei Hochzeiten, und da ich bei diesen Gelegenheiten niemals eine tragende Rolle wahrnahm, verfügte ich über einen reichen Erfahrungsschatz. Alle Anwesenden sehen zumindest subjektiv optimal aus, alle lachen, sofern sie nicht gerade weinen. Aber selbst das Weinen ist ja bei Hochzeiten von der fotogenen Art. Und hinter der Kamera musste ich mich auch nicht über Fotografen ärgern, die strahlend die erbeuteten Scheußlichkeiten präsentieren und mir sagten, dass sie kaum jemals so ein gutes Foto geschossen hätten wie das von mir beim (zu großen) Biss ins Brötchen. Für mich war die digitale Fotografie zwar technisch ein Fortschritt – jedoch sozial ein Rückschritt. Während die Rechtsgelehrten noch über das Recht am eigenen Bild stritten, stellten sich die Betroffenen gegenseitig hemmungslos im Internet an den sozialen oder zumindest ästhetischen Pranger und fanden das auch noch „social“. Auf dass auch die Urenkel noch die Fotos von Uroma in ihrem ersten Vollrausch sehen mögen! Und während vorsichtige Zeitgenossen während ihrer Abwesenheit mittels Zeitschaltuhren Anwesenheit vortäuschten, verkündeten sie der Welt über alle verfügbaren Kanäle, dass sie jetzt mal zwei Wochen im Urlaub seien, im Kino oder eben heute auf einer Hochzeit in Potsdam. Aber ich musste ja nicht alles verstehen. Da war ich wohl zu alt für. Oder zu kompliziert. Oder zu simpel.

Obwohl, als Jacqueline und Bernd gratulierten, geriet ich dann doch ein wenig in Versuchung, einfach zu fotografieren, was mir vor die Linse kam. Ich hatte die beiden am Morgen kennengelernt –

nur kurz, aber doch lange genug

„Hallo, ich bin Bernd und das ist meine Frau Schakweline.“

Bernd liebte seine Jacqueline augenscheinlich so sehr, dass er keinen Buchstaben ihres wunderbaren Namens unausgesprochen lassen mochte.

„Freut mi...“

„Ich kenne Konrad seit Jahren. Ich manage seine Versicherungen. Feiner Kerl. Hier ist meine Karte. Man weiß ja nie. Sind Sie auch Ärztin?“

„Danke, das ist...“

„Das ist für uns jetzt schon die zweite Hochzeit in dieser Woche. Und meine Schakweline sieht schon wieder um-wer-fend aus. Sie sticht noch jede Braut lässig aus.“

Jacqueline nahm Anlauf, ihn zu unterbrechen, aber Bernd fuhr fort: „Schatz, da brauchst du jetzt gar nicht so bescheiden zu sein. Finden Sie nicht auch, dass sie einfach um-wer-fend aussieht, Frau ...? Wie war noch Ihr Name?“

„Ich bin...“

„Na, jedenfalls hab ich ihr schon heute Morgen gesagt: ‘Schatz,’ hab ich gesagt, sag ich, ‘du siehst einfach um-wer-fend aus. Du bist einfach die Geilste.’ Sie sieht eben einfach um-wer-fend aus. Sagen Sie, sieht sie nicht um-wer-fend aus?“

Ich hoffte, dass Jacqueline ihren Bernd dann mal um-wer-fen würde. Am besten direkt ins Koma, zumindest für heute.

Mal ganz abgesehen davon, dass Jacqueline geil aussehen oder sein mochte, wie sie wollte (für diese Beurteilung fehlten mir sowohl die wahre Kennerschaft als auch das investigative Interesse), war schon die Frage deplatziert. Es war ihr ja zu gönnen, dass Bernd die Schöpfung als durch seine Frau vollendet ansah, aber so wunderschön wie Klara, die strahlende Braut, konnte keine Jacqueline hier und heute sein. Punkt.

Und jetzt kam dieses um-wer-fen-de Paar also auf Klara zu, Bernd mit gebleckten Zähnen, seine Jacqueline mit Hut. Dunkelblauer Samt. Mit breiter Krempe und Pfauenfeder. Und Vogelschiss. Mittig platziert wie ein Orden, gut sichtbar und noch ganz frisch. Ich tippte Bernd auf die Schulter und deutete auf das mobile Vogelklo. Seine Gesichtsfarbe näherte sich der des Vogelschiss' an, er packte seine Jacqueline am Arm und zottelte mit ihr in Richtung Parkplatz: „Ich hab dir doch gesagt, dass du nicht unter dem Baum warten sollst mit all den Vögeln. Das war doch klar, dass das so kommt. Aber nein, Madame muss ja im Schatten sitzen, in direkter Schusslinie. Ach, was sag ich? Schisslinie! Wegen Madames empfindlicher Haut. Zu blöd zum Sitzen! Du weißt doch, dass ich dem Chef versprochen habe, seiner Frau den Hut morgen mitzubringen. Und wie kriegen wir die Scheiße da jetzt ab? Das ist Samt! Samt! Aber das kannst du schön alleine machen, Madame. Du bist einfach zu blöd!“

Jetzt tat mir seine Jacqueline fast leid. Auf der anderen Seite hatte sie ihn sich ja ausgesucht.

Unter Milliarden von Männern auf diesem Planeten. Er war wohl der Preis, den man als Krone der Schöpfung zahlen musste.

Nach und nach händeschüttelte, umarmte und küsste sich das Brautpaar durch die Menschen-  
schlange, und auch ich reihte mich ein. Zuerst Konrad. Er lächelte. Fragend. Nein, meinen kleinen  
Eskapismus in der Kirche, den konnte er doch nicht mitbekommen haben. Oder doch? Wahrschein-  
lich wusste er nur nicht mehr, wer ich war. Ich streckte ihm die Hand entgegen: „Ich bin Johanna,  
Klaras Schulfreundin. Hey, pass gut auf sie auf. Klara ist was ganz Besonderes. Mach sie glücklich!“  
Er ignorierte meine Hand, umarmte mich und drückte mir einen Schmatz auf die Wange. Sein Bart  
kitzelte.

„Natürlich! Johanna! Klara hat so viel von dir erzählt. Sorry, dass ich dich nicht gleich er-  
kannt habe. So viele neue Leute. Keine Sorge, ich weiß, was für ein Glück ich hab mit Klara.“

Er drückte sie an sich, sie blickten einander an und ihre Blicke verschmolzen. Konnten Blicke  
verschmelzen? Egal. Auf Hochzeiten wurde ich immer kitschig. Das erlaubte ich mir.

Ich flüsterte Klara ins Ohr: „Ich freue mich so für dich! Werde glücklich.“

Sie umarmte mich: „Das bin ich schon. Und beim nächsten Mal tanzen wir auf deiner  
Hochzeit, Jo.“

Das war zu viel, jetzt musste ich heulen.

*Ich hoffe, Ihnen hat diese kurze Probe meines Buches gefallen. Wollen Sie wissen, ob Jo wirk-  
lich auf ihrer Hochzeit tanzen wird?*

*Nun ja, es gibt ein ganzes Buch zum Lesen...*